



*Konrad Stamm*

# Der «grosse Stucki»

Eine schweizerische Karriere  
von weltmännischem Format  
Minister Walter Stucki  
1888–1963

**NZZ Libro E-Book**

*Verlag Neue Zürcher Zeitung*



*Konrad Stamm*

# Der «grosse Stucki»

Eine schweizerische Karriere  
von weltmännischem Format  
Minister Walter Stucki  
1888–1963

**NZZ Libro E-Book**

*Verlag Neue Zürcher Zeitung*



Konrad Stamm

# **Der «grosse Stucki»**

Eine schweizerische Karriere von weltmännischem Format  
Minister Walter Stucki (1888–1963)

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich  
Der Text des E-Books folgt der gedruckten 1. Auflage 2013 (ISBN 978-3-03823-812-6)

Titelgestaltung: Atelier Mühlberg, Basel  
Lektorat: Alexandra Korpiun, Zürich  
Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN E-Book 978-3-03823-978-9

[www.nzz-libro.ch](http://www.nzz-libro.ch)

NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung

Erfülle all' Tag deine Pflicht,  
denn etwas Höheres gibt es nicht!

*Walter Stuckis Motto aus dem Jahr 1935*



# 1 **Der Beste für einen unmöglichen Job**

## In Washington allein gegen die drei Westmächte

Über Neufundland tobte ein Schneesturm. Mühsam kämpfte sich die DC-4 der Trans World Airlines (TWA) Richtung Westen. Von heftigen Böen wurde sie wie ein Spielball hin und her, auf und ab geworfen. Weisse Vorhänge aus waagrecht vorbeirasenden Schneeflocken beschränkten die Sicht der Piloten auf wenige Meter. Im Gegenwind, der von Kanada her stürmte, wurden die vier Pratt & Whitney-Kolbenmotoren zu unersättlichen Treibstoffressern. Nach dem Start in Paris war die Maschine in Shannon im Südwesten Irlands nochmals gelandet und vollgetankt worden; ein Nordatlantik-Passagierflug war 1946 nur mit zwei Zwischenhalten zu machen. Die Piloten hätten, nachdem das längste Teilstück auf dem Flug nach New York jetzt zurückgelegt war, dringend Gander an der neufundländischen Ostküste anfliegen sollen. Doch an eine Landung war dort bei Sichtweite null nicht zu denken. Die nächste und letzte Möglichkeit zu einer Zwischenlandung bot der Militärflugplatz von Stephenville an der St. George's Bay im Südwesten Neufundlands. Von Passagierflugzeugen wurde er bloss im Notfall, das heisst sehr selten, angefliegen. Zivilpiloten waren nicht gewohnt, in Stephenville zu landen. Die Nerven der Cockpit-Besatzung waren deshalb aufs Äusserste angespannt. Der Funker sprach hektisch ins Mikrofon seines Geräts, das ihm jedoch nur mit Rauschen und Tosen antwortete. Es gab indessen keine Alternative mehr: auf der einzigen Piste von Stephenville musste

die Maschine, koste es, was es wolle, zu Boden gebracht, gewartet und aufgetankt werden.

Die 50 Passagiere, auf ihren Sitzen eng angeschnallt, waren vom Kabinenpersonal frühzeitig darüber informiert worden, dass einige Turbulenzen bevorstünden; doch selbst hartgesottene Vielflieger unter ihnen hatten zuvor kaum je einen solchen Sturm auf 6000 Metern Höhe erlebt. Stucki, obwohl er nicht regelmässig im Flugzeug unterwegs war, verzog indessen keine Miene. In einem Bericht, den er einige Tage später an seinen Chef in Bern, Bundesrat Petitpierre, sandte, erwähnte er vor allem den Zeitverlust, den ihm der Sturm eingebracht habe: «Wir gingen dann an der Westküste dieser canadischen Insel auf einem Militärflugplatz nieder und mussten dort volle zwölf Stunden warten, da die Flugmannschaft nach einem amerikanischen Gesetz zwölf Stunden zu schlafen hatte, bevor sie weiterfliegen durfte.»<sup>[1]</sup> Noch etwas dürfte Stuckis Stimmung auf diesem abenteuerlichen Flug gedämpft haben: Er hatte Schmerzen. Er litt - und zwar an einer chronischen Kieferhöhlenentzündung. In seiner Tasche steckte ein medizinisches Zeugnis, ausgestellt von Professor Luzius Rüedi, Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten am Lindenhofspital Bern, das ihm seine Arbeitsunfähigkeit bestätigte. Doch der Arzt war realistisch genug gewesen, um seinen Patienten richtig einzuschätzen: Der würde sich ganz sicher nicht zu Hause die Decke über die Ohren ziehen, wenn ihn der Bundesrat mit einer Spezialmission in die USA entsandte. Im Wissen um Stuckis Auftrag von nationaler Bedeutung und in Kenntnis von Stuckis Arbeitsdisziplin, die eine gesundheitsbedingte Vernachlässigung der Berufspflichten nicht zugelassen hätte, hatte sich der Professor am Schluss seines Gutachtens zur dringenden Empfehlung durchgerungen, «Herr Minister Stucki sollte sich deshalb in Washington ebenfalls sofort in spezialärztliche Betreuung begeben.»<sup>[2]</sup>



Während die meisten Leute eine allfällige Erkrankung als ihre Privatsache betrachten, war Stuckis Kieferhöhlenentzündung in der Schweiz schon seit Wochen Gegenstand öffentlichen Interesses. Am 12. Februar hatte die *Neue Zürcher Zeitung* - sonst nicht das Blatt, das mit Berichten aus dem Privatbereich Prominenter auftrumpft - gemeldet, Stucki habe sich in Spitalpflege begeben müssen. Später berichteten die Zeitungen, der wohl mit Abstand bestbekannte Chefbeamte der Bundesverwaltung habe einen Erholungsurlaub im Berner Oberland angetreten. Stuckis Kieferhöhlen rückten in den Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit, denn die Zeit drohte nun knapp zu werden: Am 4. März sollten die für die Zukunft der Schweiz entscheidenden Verhandlungen in Washington beginnen, und es war nie diskutiert worden, sondern jedermann von Anfang an klar gewesen, dass nur der «grosse Stucki» auf fremdem Territorium und in nicht nur ungewohnter, sondern auch ausgesprochen unfreundlicher Umgebung den Standpunkt der Schweiz mit Aussicht auf Erfolg vertreten konnte. Er war der Einzige, dem man zutraute, in den bevorstehenden Vertragsverhandlungen, zu denen die schweizerischen Unterhändler mit denkbar schlechten Karten antreten mussten, die nötige Standfestigkeit an den Tag zu legen und in den beinharten Auseinandersetzungen den westlichen Siegermächten des Zweiten Weltkriegs, USA, England und Frankreich, die Stirn zu bieten. Wenn Regierung und Bevölkerung der Schweiz deshalb im Februar 1946 in einer Frage mit Bestimmtheit gleicher Meinung waren, dann war es bei der Ernennung Stuckis zum Delegationschef für Washington. Aber Stucki kam immer noch krank und fiebrig aus dem vermeintlichen Erholungsurlaub zurück und gelangte mit der Bitte an den Bundesrat, ihn von seinem schwierigen Auftrag zu entbinden. Doch das war für die Regierung unvorstellbar. Man hatte keinen anderen als Minister

Walter Stucki, den Mann für alle schwierigen und unmöglichen Fälle, und es war klar, dass sich kein anderer als Stucki in der verfügbaren Zeit auf die Aufgabe hätte vorbereiten und sich mit derselben auf Erfahrung und unterhändlerischer Begabung beruhenden Kompetenz an den Washingtoner Konferenztisch hätte setzen können. Der einzige Ausweg für die Schweizer Regierung bestand darin, den Verhandlungsbeginn zu verschieben. Dazu brauchte man allerdings die Zustimmung der Regierungen in Washington, London und Paris, von denen man in Bern nicht unbedingt freundliches Entgegenkommen erwarten durfte. Wohl nicht zuletzt Stuckis Name, der auf dem internationalen Parkett höchstes Ansehen genoss, dürfte entscheidend dafür gewesen sein, dass sich die grossen und mächtigen Widersacher der Schweiz mit einer Verschiebung der Gespräche um zwei Wochen einverstanden erklärten. Ob der Bundesrat einen Plan B aus der Schublade hätte ziehen können, der eine Schweizer Delegation ohne Stucki vorgesehen hätte, wurde nie bekannt, ist aus den Akten nicht ersichtlich und somit unwahrscheinlich. Tatsache bleibt, dass Minister Stucki den Flug nach Washington krank und von Schmerzen geplagt angetreten hat.

Gewöhnlich ging Stucki optimistisch in Bezug auf die Durchschlagskraft der eigenen Argumente und voll überzeugt von den guten Chancen, dem eigenen Standpunkt zum Erfolg verhelfen zu können, in Vertragsverhandlungen; und aus dieser positiven inneren Haltung heraus entsprangen auch seine Überzeugungskraft sowie die Ausdauer, mit der er sein Ziel verfolgte, und darauf gründete schliesslich sein sprichwörtlicher Erfolg. Doch diesmal hielt sich sein Enthusiasmus in engen Grenzen. In Washington muss sich der erfolgsverwöhnte Schweizer Unterhändler ähnlich wie ein vorverurteilter Angeklagter in einem Schauprozess vorgekommen sein, denn die

Stimmung im Gastgeberland war der Schweiz gegenüber ausgesprochen schlecht. Die amerikanischen Behörden hatten die Presse in Washington unter der Hand mit einem ebenso reich bestückten wie einseitigen Argumentationskatalog ausgestattet, der die USA und ihre Verbündeten im Zweiten Weltkrieg als edle Retter der Zivilisation, die kleine Schweiz hingegen als eigennützigem Bösewicht und ihre Neutralität als verräterische Doktrin zur Unterstützung der Feinde der Demokratie darstellte. Damit war im Vorfeld der Verhandlungen in den USA eine eigentliche Hetzkampagne gegen die Schweiz entfacht worden. Das kleine Land im fernen Europa war in der öffentlichen Meinung bereits schuldig gesprochen, als Stucki am 18. März mit seinem Eintretensreferat die Verhandlungen eröffnete. Seine damalige Gemütslage schilderte er später wie folgt: «Als ich, sozusagen direkt aus dem Spital heraus, sehr gegen meinen Willen und den meiner Ärzte, gezwungen wurde, die Leitung der Delegation zu übernehmen, habe ich dem Herrn Bundespräsident gegenüber erklärt: Ich gäbe mich keinen Illusionen hin, in jedem Falle werde ich nachher an einem Baum aufgeknüpft, an einen Apfelbaum oder an einen Birnbaum. Ich ziehe indes den Apfelbaum - ein unbefriedigendes Abkommen - dem Birnbaum - gar kein Abkommen - vor.»[\[3\]](#)

Vielleicht war es die unverheilte Entzündung der Kieferhöhlen, die Stucki so ungewöhnlich reagieren liess, vielleicht der Druck, den der Bundesrat ausgeübt hatte, um ihn ohne seine Zustimmung zu den schwierigsten von der Schweiz je geführten Verhandlungen in die USA zu schicken. Möglicherweise pflegte Stucki im Vorfeld der Washingtoner Runde aber auch nur einen öffentlich zur Schau gestellten Zweckpessimismus zur Schonung der eigenen Person vor der zu erwartenden Kritik am Verhandlungsergebnis, und wahrscheinlich wäre er beleidigt und in seinen Erwartungen enttäuscht gewesen, wenn an seiner Stelle

ein anderer dieses, wie er sich ausdrückte, «Himmelfahrtskommando» übernommen hätte. Vor allem mag es ihm indessen darum gegangen sein, die hochgeschraubten Erwartungen zu dämpfen. Denn einerseits war man von ihm gewohnt, dass er von Verhandlungen mit fremden Staaten stets gute Ergebnisse mit nach Hause brachte, und andererseits war ihm sehr wohl bewusst, dass die Schweiz, oder besser gesagt: er als Chefdelegierter der Schweiz, für die bevorstehende Verhandlungsrunde mit einem schlechten Startplatz vorliebnehmen und dann auch noch gegen drei übermächtige Widersacher gleichzeitig antreten musste. Kurz: Dieser Auftrag, diese Mission, die ihm der Bundesrat angehängt hatte, bereitete ihm keine Freude. Deshalb hatte man ihn in den Tagen vor seiner Abreise in die USA in einer ganz neuen Rolle, nämlich derjenigen des missgelaunten Griesgrams kennengelernt.

Als er jedoch am 18. März 1946 in der amerikanischen Hauptstadt ans Rednerpult schritt und die Konferenz eröffnete, welche für die drei westlichen Siegermächte zwar von grosser, für die Schweiz indessen von existenzieller Bedeutung war, straffte sich sichtbar sein Körper und er wuchs wieder über seine ohnehin markante Grösse von 187 Zentimetern hinaus. Mit seinem hoch erhobenen, durch scharf geschnittene Züge unverwechselbaren Kopf erschien er den Mitgliedern der eigenen Verhandlungsdelegation wieder als der «grosse Stucki» und den Angehörigen der amerikanischen, britischen und der französischen Delegation als der respektgebietende, durchschlagskräftige Unterhändler, dem auf internationalem Parkett der Ruf eines grossen Wirtschaftsdiplomaten vorauseilte.

Es mag sein, dass der Ton, den Stucki in seinen Voten anschlug, nicht ganz so mitreissend war wie früher, dass er beim Reden seine Schmerzen nicht überspielen konnte. Aber was er als Vertreter eines aus Sicht der Weltkriegssieger unbotmässigen, ja

eigensinnigen kleinen Landes vortrug, war trotzdem von staatsmännischem Format, die Argumentation, zumindest aus Schweizer Sicht, überzeugend, wenn nicht gar zwingend. Stucki schloss seine Ausführungen mit dem folgenden Appell an die drei Siegermächte: «Wir wissen, dass in Ihren amtlichen Dokumenten ganz unverhüllt davon gesprochen wird, die wirtschaftlichen Druckmassnahmen gegenüber der Schweiz wenn nötig noch weiter zu verstärken. Sie haben gewiss die Möglichkeit, uns in die Knie zu zwingen, wie Hitler dies während des ganzen Krieges hätte tun können. Wir vermögen aber nicht zu glauben, dass Sie eine der schönsten und wichtigsten Erklärungen ihres verstorbenen grossen Präsidenten einfach vergessen haben!» Dann zitierte Stucki mit dem letzten Satz seiner Rede Franklin D. Roosevelt, der 16 Monate vor seinem Tod seinen Landsleuten in der Weihnachtsbotschaft 1943 zugerufen hatte: «Die Rechte jeder Nation, ob gross oder klein, müssen respektiert und bewahrt werden, und zwar ebenso sorgfältig wie die Rechte jedes Individuums in unserer eigenen Republik. Die Lehre, dass der Starke den Schwachen beherrschen soll, ist die Lehre unserer Feinde, und wir lehnen sie ab.»

Den Gegner mit dessen eigenen Worten zu überzeugen, war ein von Stucki gerne befolgtes Rezept. Es schien jedoch ungewiss, ob er damit auch auf dem Kampfplatz Washington Erfolg haben würde. Denn seit Roosevelts Plädoyer für die Kleineren und Schwächeren waren mehr als zwei Jahre vergangen, und in diesen zwei Jahren hatte sich die Welt verändert. Amerika war zur führenden Weltmacht aufgestiegen, das Tausendjährige Reich Hitlers lag in Trümmern und über dem Land der aufgehenden Sonne, das für sich die Vorherrschaft in Ostasien und im Pazifik in Anspruch genommen hatte, war die atomare Finsternis hereingebrochen. Die Siegermächte hatten Bilanz gezogen und präsentierten nun den Unterlegenen die Rechnung; sie schufen

die rechtlichen Voraussetzungen, um bei den Besiegten ihre Kriegskosten einzutreiben. Und wie 1918/19 nach dem Ersten Weltkrieg versuchten sie auch 1945, die dazu nötige Rechtsordnung, das «Recht der Sieger», nicht nur bei den Verlierern des Weltkriegs, sondern auch auf dem Territorium der neutral Gebliebenen durchzusetzen. Das hätte für die Schweiz bedeutet, dass auf ihrem eigenen Boden fremdes Recht angewendet worden wäre und fremde Richter das Sagen gehabt hätten. Konkret ging es dabei in erster Linie um die Beschlagnahmung des deutschen Privateigentums – unter anderem eben auch in der Schweiz – und dessen Verwendung zur Bezahlung der immensen Kriegskosten der Alliierten. Zweitens, und da waren die reellen Zahlen und Fakten der schweizerischen Öffentlichkeit noch kaum bekannt, warfen die Alliierten der Schweiz vor, sie habe durch den Ankauf von gestohlenem Gold, das seither als «Raubgold» Scharen von Historikern beschäftigt, den Deutschen die zur Fortsetzung des Krieges dringend benötigten Devisen verschafft. Dafür, so der Standpunkt der Siegermächte, sollte die Schweiz nun teuer bezahlen. Als Druckmittel gegen die neutral gebliebene Eidgenossenschaft, die den Krieg heil und, wie die Alliierten argumentierten, ohne Blutopfer, ohne Zerstörungen und ohne eigene Kriegskosten überstanden hatte, nutzten die Amerikaner ohne jegliche Skrupel und ganz offen zwei für die Schweizer Volkswirtschaft schmerzende Schwachstellen: erstens die in den USA schon vorsorglich blockierten schweizerischen Vermögenswerte, deren Freigabe die Amerikaner von einer befriedigenden Einigung mit der Schweiz abhängig machten, sowie zweitens die «schwarzen Listen», die den darin aufgeführten schweizerischen Firmen eine geschäftliche Tätigkeit auf dem Territorium der Alliierten praktisch verunmöglichten.



Die knallhart geführten Verhandlungen dauerten zwei Monate. Das Ergebnis war nach Stuckis eigenem Urteil «nur annehmbar, nicht mehr».[4] Die Schweiz war indessen dringend auf Stuckis Apfelbaum – oder auf den sprichwörtlichen Spatz in der Hand – angewiesen und konnte es nicht darauf ankommen lassen, ob im neu geordneten Europa auch ein Birnbaum, also ein Verzicht auf das Abkommen mit den Alliierten, Früchte tragen würde. Mit anderen Worten: Weil sie – mit Blick auf die leeren Vorratslager – nicht abwarten konnte, ob ihr die Taube auf dem Dach schliesslich doch noch gebraten in den Mund fliegen würde, blieb ihr nichts anderes übrig, als dem ausgehandelten Vertrag zuzustimmen.

#### **Minister Stuckis geheime Verhandlungsunterlagen**

«Eine verlorene und wiedergefundene Aktenmappe

Bern, 31. Mai. Der Landessender meldete gestern Abend, zwischen Genf und Bern sei eine wichtige Aktenmappe verloren gegangen. Die Meldung sollte die Aufmerksamkeit eines allfälligen Finders auf dieses Vorkommnis lenken. Heute früh vernahm man die beunruhigende Nachricht, es habe sich um die Mappe von Minister Stucki gehandelt, der in Genf mit dem Flugzeug eingetroffen war und von dort aus mit dem Auto nach Bern gefahren war. Einige Stunden später wurde bekannt, das wertvolle Stück sei durch ein Fräulein in Versoix gefunden worden und von dort der Genfer Gendarmerie zugeführt worden. Nach einer Version des Genfer Blattes La Suisse geschah das Missgeschick, weil wegen eines eingeklemmten Mantels während der Fahrt die Wagentüre geöffnet werden musste.»

*Agenturmeldung, die am Tag nach der Rückkehr Stuckis von den Washingtoner Verhandlungen in verschiedenen Schweizer Zeitungen abgedruckt wurde.*

Auch Stucki musste das ihm selbst kaum als genügend erscheinende Resultat der Washingtoner Verhandlungen wohl oder übel akzeptieren und es dem schweizerischen Parlament zur Ratifikation empfehlen. Er war in Washington bis an die Grenzen des diplomatisch noch Zulässigen gegangen, hatte die Vertreter der drei Westmächte in den zwei vorangegangenen Monaten nicht nur mit guten Argumenten zu überzeugen versucht, sondern mit

Unnachgiebigkeit, Renitenz, ja starrsinnigem Beharren auf dem schweizerischen Standpunkt hin und wieder bis aufs Äusserste gereizt und mit einem scheinbaren Verhandlungsabbruch, der sich dann bloss als dramatisch inszenierter Unterbruch erwies, für einen Eklat gesorgt. Er hatte sich, wo es geboten schien, nachgiebig und verbindlich gezeigt, um dann in wichtigen Fragen, vor allem wenn es ums Geld ging, um jede Million hartnäckig zu feilschen. Kurz: Er hatte alle Register gezogen, über die er als langjähriger und erfahrener Unterhändler verfügte - mit dem ernüchternden Ergebnis, dass die Schweiz gerade noch glimpflich davonkam.

Nur zwei, drei Jahre später interpretierte man das von Stucki in den Washingtoner Verhandlungen von 1946 erzielte Resultat nachträglich dann doch noch als Erfolg für die Schweiz. Allein die Abschaffung der «schwarzen Listen» durch die Amerikaner und damit die Öffnung des Marktes in den USA für die betroffenen Schweizer Firmen rechtfertigte das Verhandlungsergebnis. Zu berücksichtigen ist, wenn man Stuckis unterhändlerische Leistung in Washington wertet, dass die «Raubgold»-Problematik, die 1946 in ihrem vollen Ausmass gegenüber der Öffentlichkeit «unter dem Deckel gehalten» werden konnte, die schweizerische Position in den Verhandlungen deutlich geschwächt und den Betrag, den die Schweiz den Alliierten als «Wiedergutmachung» entrichten musste, von den 100 Millionen, die Stucki angeboten hatte, auf 250 Millionen Franken hochgetrieben hatte. Immerhin fanden, zumindest gemäss Vertragstext, mit der Entrichtung dieser Summe alle auf das «Raubgold bezüglichen Fragen ihre Erledigung».[5]

Man war sich in der Schweiz sehr wohl bewusst, dass Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für Stuckis Verhandlungsdelegation schlecht gewesen waren und niemand ein besseres Ergebnis aus Washington hätte zurückbringen können

als Stucki, der aus seinen miserablen Karten das Bestmögliche herausgeholt hatte. Aber trotzdem war es nicht mehr der alles überstrahlende Triumphator, nicht mehr der glänzende Verhandlungssieger, nicht mehr der einzigartige «grosse Stucki», der da am 31. Mai 1946 aus den USA in die Schweiz zurückkehrte, sondern ein normaler Unterhändler mit einem auf den ersten Blick recht durchschnittlichen, ernüchternden Resultat. Für Stucki war das ein offensichtlicher Rückschlag in seiner Karriere. Dazu kam, dass im Eidgenössischen Politischen Departement (EPD), dem schweizerischen Aussenministerium und im Bundesrat inzwischen eine neue Generation von Diplomaten und Politikern am Werk war, die den «grossen Stucki» vor dem Weltkrieg auf dem frühen Höhepunkt seiner Karriere nicht mehr selbst erlebt hatten und nicht mehr gewillt waren, sich den Takt von einem Chefbeamten diktieren zu lassen, sei dieser auch noch so angesehen, erfahren und erfolgreich. Offensichtlich hatte «le grand Stucki» im vergangenen Jahr den im Berner «Beamtenbiotop» mit Spannung verfolgten Machtkampf gegen den «Petit-Pierre»<sup>[6]</sup> verloren beziehungsweise ihn gar nicht austragen können. Bundesrat Petitpierre hatte nämlich seinen (wenn auch älteren und erfahreneren, so ihm hierarchisch doch unterstellten) Rivalen im Kampf um die praktische Führung des Departements taktisch geschickt ins Leere laufen lassen, indem er ihn mit ehrenvollen Aufträgen an der Aussenfront ausstattete und ihn zum «Delegierten des Bundesrates für Spezialmissionen» ernannte, ihn in Wirklichkeit aber durch die gleichzeitige Enthebung vom Sitz des Direktors in der Abteilung für Auswärtiges entmachtete und departementsintern kaltstellte.

Washington 1946 war der letzte ganz grosse internationale und seither in die Geschichtsbücher eingegangene Auftritt Stuckis. Zwar sollte ihm die Eidgenossenschaft in den bevorstehenden Jahren noch manche wichtige Mission oder anspruchsvolle

Aufgabe anvertrauen. Aber mit dem Washingtoner Abkommen vom 25. Mai 1946 hatte er den Höhepunkt seiner grossartigen Karriere erreicht - ja, er hatte eigentlich den Zenit seiner für Schweizer Verhältnisse einmaligen Laufbahn, die ihn auf höchste Gipfel geführt, aber auch in dunkle Tiefen gestürzt hatte, bereits überschritten. Stucki war jetzt 58 Jahre alt. Bevor wir jedoch seinen langsamen Abstieg in die Normalität eines geachteten Bundesbediensteten und schliesslich eines golfspielenden Rentners und liebevollen Grossvaters verfolgen, wollen wir uns ein Bild machen von Herkunft und Aufstieg dieses hervorragenden Schweizers.



**Abb. 1: Helvetia setzt dem «Helden von Washington», der die Schweiz nicht zuletzt auch in finanzieller Sicht vor dem Schlimmsten bewahrt hat, den Lorbeerkranz aufs Haupt.**

## 2 **Student aus bescheidenen Familienverhältnissen**

Aus den Voraussetzungen das Beste gemacht

Am 26. Juni 1942, also mitten im Zweiten Weltkrieg, verfasste Walter Stucki, zu jenem Zeitpunkt schweizerischer Gesandter bei der Regierung des sogenannten freien Frankreichs, ein Antwortschreiben an Comte Stucky, Schlossherr von Château de Saint Marcel bei Marseille, in dem er Folgendes ausführte: «Die Familie Stucki stammt ursprünglich aus dem Kanton Glarus, wo der Name im 14. Jahrhundert erstmals in einer alten Chronik über die Schlacht von Näfels auftaucht. Ein Zweig der Familie hat sich bis ins 17. Jahrhundert im Kanton Zürich gut entwickelt, ist aber dann erloschen. Hingegen haben sich die Stucki im Kanton Bern weit verbreitet, wo alle Stucki seit dem 15. Jahrhundert entweder aus Gysenstein-Konolfingen (wie es bei mir der Fall ist) oder aus Diemtigen im Simmental stammen, wie es auf Sie zutrifft.»

Walter Stucki hat sich offensichtlich für seine Herkunft und Abstammung ebenso interessiert wie er auch darauf bedacht war, der Nachwelt die Eckpunkte seiner persönlichen Biografie zu hinterlassen, wobei er manchmal der Versuchung nicht ganz widerstehen konnte, sich selbst ein bisschen besser darzustellen, als er ohnehin schon war. Seinen eigenen Familienzweig hatte Stucki bereits sechs Jahre vor dem Brief an seinen Namensvetter und Schlossherrn von Saint Marcel erforschen und in Form eines Stammbaums darstellen lassen.<sup>[1]</sup> Der von ihm beauftragte Genealoge konnte Stuckis Familie in den einschlägigen Bürger-



und Kirchenbüchern zurückverfolgen bis ins Jahr 1542, als des Ministers Vorfahr Adam Stucki, Landwirt in Hürselen (heute Ursellen bei Konolfingen), geboren wurde. Bis Anfang des 17. Jahrhunderts blieb die Familie dem Ort im unteren Emmental und dem angestammten Berufe treu. Erst den 1697 geborenen Niklaus Stucki, der sich als Sohn der zweiten Frau seines Vaters keine Hoffnung auf den elterlichen Bauernhof machen konnte, hielt es dann nicht mehr in der dörflichen Enge: Er liess sich als Weber in Bern nieder, wo sich die Stuckis nun drei Generationen oder 100 Jahre lang in der Seidenweberei betätigten. Der 1784 geborene Johann Emanuel, Urenkel des Niklaus Stucki, kehrte dann als «Lehmann zu Bümpliz» wieder zur Landwirtschaft zurück.

Zunehmender Kinderreichtum bei gleichzeitig bescheidenen wirtschaftlich-finanziellen Verhältnissen kennzeichnet die nächsten Generationen. Walter Stuckis Grossvater Johann Emanuel zeugte nicht weniger als elf Nachkommen, von denen neun überlebten, darunter Walter Stuckis Vater Gottlieb, der 1854 als sechstes Kind in einem kleinen, armseligen, direkt an der Aare gelegenen Haus in Hinterkappelen das Licht der Welt erblickte.<sup>[2]</sup> Johann Emanuel, der als Kleinstbauer seine vielköpfige Familie nicht hätte ernähren können, übte, neben der Tätigkeit als Landwirt auf seinen paar Quadratmetern Ackerland, auch das Amt eines Dorfschullehrers in Uetligen aus, was ihm ein Zusatzeinkommen von 500 Franken pro Jahr einbrachte. Gottliebs Mutter Anna geborene Gerber war eine gelernte Zuckerbäckerin. Am Tisch der vielköpfigen Familie dürfte es indes angesichts der Armut, die ihren Ursprung auch im permanenten Kränkeln beider Elternteile und in den dadurch verursachten Kosten für Arzt und Arzneien hatte, eher hartes Brot als süsse Zuckerwaren zu essen gegeben haben. Mit fünf Jahren kam Gottlieb in die von seinem Vater unterrichtete Schulklasse. Mit zehn trat er in die

Sekundarschule über. Intelligenz, Begabung und Fleiss machten ihn rasch zum Klassenprimus. Pfarrer Rettig von Wohlen drängte die Eltern zu vermehrter Förderung des aufgeweckten Knaben und erklärte sich bereit, Gottlieb auf seine Kosten zum Geistlichen ausbilden zu lassen. Doch Vater Johann Emanuel lehnte die pfarrherrliche Grosszügigkeit ab: Er wollte aus seinem Sohn lieber einen «halbwegs anständigen Primarlehrer» als einen Geistlichen machen. So blieb Gottlieb der Besuch des Gymnasiums in Bern verwehrt und er verbrachte die Jahre 1870 bis 1873 am Seminar Hofwil. Aber auch dort schuf er sich mit seinen Leistungen so viel Respekt bei den Lehrern, dass einer von ihnen aus der eigenen Tasche 15 000 Franken locker machen wollte, um dem begabten Jüngling doch noch ein Universitätsstudium zu ermöglichen. Und wieder war es der Vater Johann Emanuel, der sein Veto einlegte - sei es, weil er die Fähigkeiten seines Sohnes unterschätzte, sei es, weil er sich von Gottlieb, wenn dieser einen Lehrerlohn verdiente anstatt Studienkosten zu verursachen, einen namhaften Beitrag in die stets gähnend leere Familienkasse versprach. Der junge Primarlehrer, der offensichtlich gerne Student geworden wäre, fügte sich ohne Aufbegehren der väterlichen Autorität und fand auch sogleich eine Stelle an der Oberschule Säriswil, einem Nachbardorf von Uettiligen, wo sein Vater unterrichtete. Selbstverständlich hatte er in Säriswil neben dem Schulunterricht einige jener Ämter zu übernehmen, die in einem Bauerndorf gemeinhin dem Lehrer vorbehalten bleiben, wie zum Beispiel die Leitung der Theatergruppe oder des Gesangsvereins. Während zweier Winterhalbjahre versah Gottlieb nicht nur die eigene Stelle in Säriswil, sondern unterrichtete gleichzeitig auch für seinen kranken Vater in Uettiligen.



**Abb. 2: Das kleine, direkt an der Aare gelegene Haus in Hinterkappelen diente der Familie von Walter Stuckis Grossvater nicht nur als Wohnung. Hier sicherte sich der Dorfschullehrer Johann Emanuel nebenbei ein schmales Zubrot als Kleinstbauer.**

Für sein privates Studium blieben ihm deshalb nur die Nachtstunden. Unter grossen Entbehrungen bereitete er sich auf das Sekundarlehrerexamen vor, das er 1875 mit Bravour bestand. Aber damit gab er sich noch lange nicht zufrieden. Er kündigte seine Stelle in Säriswil, um genügend Zeit für seine Weiterbildung zu gewinnen. Mit Privatstunden und als Aushilfslehrer in Nidau verdiente er knapp genug, um an der Universität Bern die Fächer Mathematik, Geometrie, Botanik und Chemie zu belegen. Doch mit diesem Mammutprogramm überforderte er seine Kräfte und seine vermutlich von den Eltern ererbte schwächliche körperliche Konstitution. Erschöpfungszustände und eine Nervenkrankheit zwangen ihn, im Hause eines Schwagers am Genfersee Erholung zu suchen. Es überrascht nicht, dass er seinen Aufenthalt in der Romandie weniger zum Ausruhen als vielmehr zum Besuch von Vorlesungen an der Universität Lausanne und damit gleichzeitig zur Vervollkommnung seiner Französischkenntnisse nutzte.

Kaum genesen und nach einem Zwischenspiel als Hauptlehrer am Institut Misteli in Kriegstetten wurde er im Herbst 1878 an die

neu gegründete Sekundarschule Biglen gewählt. Die hier verbrachten vier Jahre zählte er später zu den schönsten seines Lebens. Nicht nur als Lehrer der begeisterungsfähigen Landjugend, sondern auch als Theaterleiter, Dirigent und Sekretär verschiedener Dorfvereine gewann er die Achtung und Sympathie der Bevölkerung. Doch selbst die hohe Wertschätzung, die ihm hier entgegengebracht wurde, vermochte seinen Bildungshunger nicht zu verdrängen. Ihm ging es nicht ums Geldverdienen, sein Streben galt nicht der Äufnung materieller Güter, er lechzte vielmehr nach Wissen und philosophischer Erkenntnis. Stellt man in Rechnung, dass Gottlieb erhebliche Zuschüsse in die elterliche Familienkasse leistete und dass er, wie die meisten Lehrer in bernischen Bauerndörfern, einen ansehnlichen Teil seines Lohnes in Naturalien, das heisst als Brennholz oder in Form von Speckseiten oder Brotmehl ausbezahlt bekam, kann man nur darüber staunen, dass es ihm gelang, in vier Jahren die nötigen finanziellen Mittel zu sparen, um an der Universität Heidelberg sein Wissen durch das Studium in den Fächern Philosophie, Pädagogik und Methodik zu vervollkommen. Zurück in Bern befasste er sich mit Botanik, Zoologie und Geologie und verdiente seinen Lebensunterhalt quasi nebenbei als Hauslehrer. Seine Wissbegier kannte keine Grenzen, und man darf wohl annehmen, dass ihm das Idealbild des Universalgelehrten vorschwebte. Doch auch der genialste Wissenschaftler und Philosoph braucht ein Dach über dem Kopf und kommt nicht ohne Nahrung aus. Durch die Notwendigkeit des Geldverdienens wurde Gottliebs Drang nach einem alles umfassenden Wissen immer wieder zurückgebunden. 1883 fand er eine Anstellung an der Realschule Basel, wo er sich rasch die Anerkennung und Zuneigung von Lehrerkollegen und Schülern erwarb.

Vor allem aber blieb ihm hier neben der Lehrtätigkeit genügend Zeit, um das 500 Druckseiten starke Werk fertigzustellen, in dem er seine Erkenntnisse und Überzeugungen zusammenfasste. Der Buchtitel *Natur-Mensch-Gott* und der Text, eine Mischung aus naturwissenschaftlicher Abhandlung und philosophischem Essay, verdeutlichen Gottlieb Stuckis Anspruch, vom Universum und dem darüber waltenden göttlichen Geist das Essenzielle zu erkennen und zu Nutzen und Gewinn «für Lehrer und gebildete Laien aller Stände» zu Papier zu bringen. Über einen Erfolg, den der 30-Jährige mit seinem im schwülstigen Stil des 19. Jahrhunderts geschriebenen Werk erzielt hätte, ist nichts bekannt. Immerhin blieb sich der Autor – dank der von ihm selbst immer wieder beschworenen Tugend der Bescheidenheit – bewusst, dass er weder der Erste noch der Letzte sei, der sich mit den grossen Fragen des Menschseins auseinandersetzte: «Angeregt durch die mächtigsten und erhabensten Gefühle wird die Phantasie der Menschheit immer wieder ein einheitliches harmonisches Idealbild der Wirklichkeit aufbauen, damit sich die Seele an ihm erwärme und über die Herbheit des Daseins erhebe. Die Menschheit wird ewig dichten, kämpfen und streben, und dieses Dichten und Streben wird seine Früchte tragen.» So lautet eine der Schlussfolgerungen, die dem Verfasser zum abschliessenden Kapitel über «Die Ideale des Lebens» eingefallen ist.

Ob es das ausbleibende Echo auf sein Opus magnum war oder die Verbundenheit mit der betagten kranken Mutter, die ihn gerne in ihrer Nähe sehen wollte – sicher ist, dass Gottlieb Stucki dem für Wissenschaft und Bildung fruchtbaren Boden Basels (wenn auch, wie er selbst sagte, nur ungern) wieder den Rücken kehrte, indem er im Sommer 1886 einer Berufung nach Bern folgte, wo man ihm das Amt eines Schulinspektors anvertraute. Obwohl ihm das Unterrichten mehr Spass machte als die Inspektionstätigkeit,

versah er auch diese Aufgabe mit grossem Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit. Sein besonderes Augenmerk soll er bei seinen Inspektionen, wie sich bald einmal herumsprach, dem ärmlichen, aus schlichtem Tannenholz errichteten Landschulhaus von Oberscherli gewidmet haben. Zwar war das 3 Kilometer von der Hauptstrasse Bern-Schwarzenburg entfernt liegende Dorf nur in mühseligem Fussmarsch zu erreichen; dennoch tauchte der Schulinspektor auffallend häufig in dem etwas abseits am Waldrand gelegenen Schulhaus auf, um sich ein genaueres Bild von der einzigen Schulklasse - oder vielleicht eher von der dort unterrichtenden bildhübschen jungen Lehrerin zu machen. Maria-Luise Rothacher hiess sie und war das achte und jüngste Kind eines Gerbermeisters in Köniz. Sie hatte 1884 am Seminar Hindelbank das Lehrerinnendiplom erworben. Nach drei Jahren Schuldienst in Oberscherli wurde sie vom Schulinspektor Stucki ins gemeinsame Heim am Berner Muristalden entführt.

Der am 13. Oktober 1887 geschlossenen Ehe entsprossen innerhalb von zehn Jahren sechs Kinder, von denen eines schon dreieinhalb Monate nach der Geburt verstarb. Der am 9. August 1888 erstgeborene Walter Otto Stucki erlebte die ersten sechs Lebensjahre in der damals noch völlig ländlichen Umgebung des Wohnhauses am Muristalden, getrennt von der Berner Altstadt durch die Aare, die dort in einem engen Bogen die ältesten Quartiere der Stadt umfließt. Vater Gottlieb, dessen angeschlagene Gesundheit schlecht mit der mühsamen Reiserei vereinbar war, die das Amt des Schulinspektors mit sich brachte, liess sich 1891 zum Lehrer für Deutsch, Geografie und Naturgeschichte an die städtische Mädchenschule wählen. Der Schule war ein Lehrerinnenseminar angegliedert, wo Stucki Methodik unterrichtete. Bald beschränkte er sich auf die Lehrtätigkeit am Seminar.[3]





**Abb. 4: Walter Stuckis Vater: Seminarlehrer und Schulinspektor Gottlieb Stucki (um 1890).**



**Abb. 5: Walter Stuckis Mutter: Maria-Luise Stucki-Rothacher, vormalige Lehrerin in Oberscherli, hier auf einer Fotografie um 1950.**

1894 war ein Höhepunkt in der Familiengeschichte der Stuckis: Vater Gottlieb unterzeichnete den Kaufbrief für ein eigenes Wohnhaus an der Schwarzenburgstrasse, die durch das aufstrebende Weissenbühlquartier führte. Dort siedelte sich unter verschiedenen neu gegründeten Unternehmen auch die Firma Wander an und begann einige Jahre später mit der Produktion der Ovomaltine. Von der «Baugenossenschaft Klein aber Mein» erwarb Vater Stucki ein Wohnhaus mit Hausplatz und Umschwung von 7,42 Aren, mit der Verpflichtung, darauf «nur anständige Gebäude», insbesondere «keine Wirtschaften oder Hüllen» für lärmende oder übelriechende Gewerbe zu erstellen.



**Abb. 6: Das Ehepaar Gottlieb Stucki und Maria-Luise geborene Rothacher mit ihren ältesten Kindern (v. r. n. l.) Walter (geb. 1888), Max (geb. 1891) und Helena (geb. 1889).**

Solches war aber auch keineswegs die Absicht Gottlieb Stuckis; ihn dürstete vielmehr nach Natur und Kreatur. Die Kindheitserinnerungen der fünf Stucki-Kinder seien geprägt

worden von den vielen Bäumen, die der Vater im stattlichen Garten eigenhändig gesetzt habe, schrieb Walters Schwester Helene als Siebzigjährige.[4] «Das Bild unseres Vaters bleibt unaufhörlich mit dem Garten verknüpft, und wie ergreifende Symbolik mutet es in der Rückschau an, dass die letzte Tat in seinem viel zu früh vollendeten Leben darin bestand, im Mai 1908 die Obstbäume vor dem kalten, schweren, ganz unerwartet in die Blütenpracht eingebrochenen Schnee zu befreien.» Vater Stucki war vom schreibenden Philosophen zum philosophierenden Gärtner geworden. Die stille Pflege der Pflanzen bescherte ihm – nach dem Lärm im beruflichen Umfeld der Schule – die dringend benötigte Entspannung. Graben und Anpflanzen, Beschneiden und Giessen war ihm nicht einfach Zeitvertreib, sondern praxisbezogene Umsetzung seiner früheren, im jugendlichen Übermut verfassten theoretischen Abhandlungen über *Wechselwirkungen und Harmonie in der Natur*. «Mit dreissig schreibt man ein Buch, mit siebzig pflanzt man einen Baum», soll er in der Abgeklärtheit des sich selbst genügenden Weisen gesagt haben. Der Garten, so schien es Helene Stucki rückblickend, war auch Pflanz- und Erziehungsstätte für die fünf Kinder: Der Vater lehrte sie die Ehrfurcht vor dem Wachsen und Gedeihen der Sträucher und Bäume, das Staunen vor der Wandlung der Raupe zum Schmetterling, das Mitgefühl für die hungernde oder leidende Kreatur. Dabei war Vater Stucki kein weltfremder Phantast; er galt als strenger und gelegentlich gefürchteter, mit natürlicher Autorität ausgestatteter Lehrer und Erzieher, der sowohl an seine Schülerinnen wie auch an seine eigenen Kinder höchste Forderungen und Ansprüche stellte, der unnachgiebig strafen, aber dann auch wieder grossmütig verzeihen konnte.

Mit seiner anfälligen Gesundheit und den in immer kürzeren Abständen auftretenden Krankheiten war es aber auch der Vater, der einen bedrückenden Schatten auf die Familie warf. Die